

## Veröffentlichungen von Pastor Dahmen

Brauchtum am Allerheiligenabend

(Mitteilungsblatt der Gemeinde Mechernich vom 25.10.1974 Nr. 43)

Am Allerheiligenabend jeden Jahres ziehen in Obergartzem die „Junggesellen“, in Firmenich auch junge Männer singend von Haus zu Haus und bitten um eine Gabe „zum Trost der Armen Seelen“, die für hl. Messen „für die Verstorbenen, Gefallenen und Vermissten seitens der Junggesellen von Obergartzem und Firmenich“ und zur Ausstattung der Pfarrkirche wie der Barbara- und Marienkapelle in Firmenich verwandt wird. In Obergartzem lautet der Spruch so:

„Gott grüß euch all in Ehren, die ihr darinnen seid,  
zum Trost der Armen Seelen, die in dem Fegfeuer sind.

Die Gaben, die ihr gebet, die gehen euch selber an:  
der Weg zum ew'gen Leben – da ist kein Zweifel dran,  
der Weg zum ew'gen Leben - da ist kein Zweifel dran“

Ist die Geldspende im Hut, folgt der Dank:

„Wir danken für die Gaben, die ihr uns habt getan;  
es sollen auch eure Seelen vor Gott zu kommen stahn!  
es sollen auch eure Seelen vor Gott zu kommen stahn !  
Naach zesamme!“

In Firmenich singt man folgenden Text:

„Gott grüß euch all in Ehren, die ihr darinnen seid.  
Gott tröst' die Armen Seelen, die in dem Fegfeuer sein.  
Wir heischen neue Kerzen, das sagen wir euch fürwahr.  
En Firmenich en dr Kerche, do solle se blieve stohn.  
Die alten sind zerschmolzen zu kleinen Stückelein;  
wir wollen neue machen; das soll der Wille sein.

Die Heller und die Pfennige, die sind schon all verzehrt;  
die heilige Muttergottes ist aller ehre wert.

Die Gabe, die ihr geben wollt, die geht euch selber an:  
sie reicht zum ewigen Leben – da ist kein Zweifel dran“.

Der Dankvers:

„Wir danken für die Gaben, die ihr uns habt getan;  
es soll'n auch eure Seelen vor Gott zu kommen stohn.  
Naach zesamme.“

Natürlich trocknen beim Singen die Kehlen aus und so ist es in einigen Familien Tradition, dass etwas Feuchtes bereit steht „zum Trost der Junggesellen“. Für die Einwohner, die zugezogen sind, gibt es oft einen Schrecken, wenn da ein Dutzend Jungmänner vor der Haustür ihren Spruch singen, den sie nicht verstehen und diese uralte Sitte nicht kennen; deshalb ist sie hier aufgezeichnet, damit unser Brauchtum überall Eingang findet.

Wie ein Landpastor Gezeiten des Tages erlebt  
(Heimatkalender 1968)

von Pfarrer H. J. Dahmen

### **Morgenlied**

Zart hebt die dämmrige Stille  
den seidigen Mantel der Nacht;  
schon sind die Lerche und Grille  
vom ersten Lichte erwacht.

Und wie auf silbernen Balken  
steigt leise die Sonne empor;  
da purzeln die munteren Falken  
verträumt aus dem Neste hervor.

Die Berge erglühen vor Wonne;  
die Quelle rauscht froh durch das Feld;  
der Morgen erstrahlt in der Sonne  
und golden erglänzet die Welt.

Da läuten in jungfrischer Helle  
die Blumen und Herden zumal,  
die Glocken der stillen Kapelle  
tief drunten im grünenden Tal.

Habt ihr es, ihr Schläfer, vernommen? –  
Vergangen ist endlich die Nacht;  
der Morgen ist angekommen  
und kündet von göttlicher Pracht!

### **Mittag**

Die Sonne gießt vom Firmament  
verschwenderisch die Strahlenflut,  
die flimmernd in den Lüften brennt;  
im Sande spiegelt sich die Flut. –

Der Glockenklang verweht im Feld,  
der Bauer mäht den letzten Schnitt;  
die reife Ähre langsam fällt; -  
der Hund folgt hechelnd seinem Schritt.

Ein weißes Wölkchen segelt hoch,  
ein Windhauch eilt ihm spielend nach  
und streichelt, über'm Walde noch,  
das grüne, kühle Schattendach.

Sonst ist es still wie Mitternacht; -  
die Wiese atmet schwer.

Nur die Libelle schaukelt sacht  
durch's bunte Blütenmeer. –

### **Abendsegen**

Die Sonne geht nun schlafen  
nach ihrem großen Gang;  
der Hirt winkt seinen Schafen  
beim Ave – Glockenklang.

Die Blumen leis sich neigen  
und ruh'n im Grase bald;  
die Nebelschwaden steigen  
und hüllen ein den Wald. –

Im Tale wird es dunkel  
und Berg und Quell' verglüht;  
ein silbernes Gefunkel,  
wenn Stern an Stern erblüht.

Nur Stille auf den Wegen,  
in jedem Vogelnest. –  
Und wie ein Gottessegen  
perlt Tau in dem Geäst.

### **Erlebnis der Eucharistie**

#### **Gedächtnisfeier mit einem Toten in Mazedonien**

(Kirchenzeitung für die Erzdiözese Köln, Nr. 48, 26. November 1971, S. 18)

Gida ist ein kleines Dorf, etwas 50 km von Saloniki entfernt an dem Wege nach Athen, zwischen dem olympischen Gebirge und dem Ägäischen Meer.

Dort war ein Feldlazarett aufgebaut in der Nähe der orthodoxen Kirche, die ich an einem Sonntagmorgen zur Liturgiefeier besuchte. Die Gräber auf dem Friedhof rund um die Kirche waren mit Gras überwuchert; jedoch an einem Grab hockte eine Frau, die derart weinte, dass dies Mitleid hervorrief, da sie so sehr noch um einen Toten trauerte, dessen Grab zugewachsen war.

Im Gotteshaus vollzog der Pope die feierliche Liturgie, und mir fiel vor der Ikonostase ein Tisch mit einem flachen, runden Weizenbrot und einer Flasche Wein auf, die bei der heutigen Inzens auch beweihträuchert wurden.

Nach einer Weile wurde ich durch ein lautes Jammern und Klagen von draußen abgelenkt und sah durch die offene Kirchentür, dass um das Grab viele Menschen standen. Jetzt wollte ich wissen, was da vor sich ging.

Auf dem Grab war ein Mann damit beschäftigt, das Grab abzuschaukeln, und auf meine Frage, was dies zu bedeuten habe, sagte man mir, ich solle dorthin gehen und zusehen, denn es wäre eine „Anamnis“; eine Gedächtnisfeier mit dem Toten, der vor drei Jahren gestorben und dort beerdigt worden sei, und dann wäre eben die Wiedersehensfeier mit ihm.

In diesem subtropischen Klima genügen drei Sommer mit Hitze und Trockenheit und drei Regenzeiten, dass die Weichteile einer Leiche, deren Grab nur 60 cm tief ist und die nur auf einem Brett in die Erde gelegt wird, völlig verwest und nur das Skelett noch vorhanden ist.

Um das Grab saßen jetzt sechs Klagefrauen, deren Gesang immer schauriger wurde, je tiefer der Mann das Grab aufhakte, und zum Heulen wurde, als er sich bückte und mit seiner Hacke den Schädel des Toten herausholte, den er in eine Waschschiüssel fallen ließ neben einer Frau, die sofort den Kopf annahm und innen und außen reinigte. Dann reichte sie ihn ihrer Nachbarin, die sich vorher dreimal bekreuzigte und den Schädel vor sich hin hielt, und jetzt sang sie von Mund zu Mund alles in ihn hinein, was sich in den drei Jahren in der Familie an Geburt und Sterben, an Freude und Leid zugetragen hatte. Die übrigen Klagefrauen sangen unterdessen eine Litanei mit Anrufungen, wie sie in unserer Karfreitagsliturgie auch üblich sind: „Kyrie eleison.“

So machte der Schädel bei den Frauen die Runde, bis die letzte ihn in Empfang nahm und auf ein Kissen setzte, ihm ein schwarzes, weißes und buntes Tuch vom Genick bis an den Stirnrand zog, ihn so symbolisch bekleidete und mit Blumen schmückte, legte ihm die schönsten Früchte an Weintrauben, Feigen und Äpfeln vor und steckte eine brennende Kerze vor ihm in die Erde.

Die Umstehenden verfolgten die Zeremonien mit großer Aufmerksamkeit und traten dann nacheinander vor den Schädel, strichen mit der flachen Hand über die Stirn des Toten und dann über die eigene Stirn, um so seinen Geist in sich aufzunehmen, legten Drachmenscheine vor ihm hin und zündeten eine Kerze an. Nach dieser Begrüßung inzensierte der Pope, der inzwischen dazugekommen war, den Schädel und auch die übrigen Gebeine, die ausgegraben und gewaschen waren und nachher zum Beinhaus gebracht wurden.

Der Diakon hatte Brot und Wein von dem Tische mitgebracht, was jetzt als Totenbrot und Totenwein bezeichnet und nun beim Totenmahl verzehrt wurde. Bei diesem Totenmahl wurde der Verstorbene als Gastgeber und gegenwärtig gedacht und auch gegenwärtig im Totenbrot und Totenwein. Die Teilnehmer an dem Totenmahl vereinigten sich also mit dem Geist des Toten und wurden so seiner Gaben und Vorzüge teilhaftig. Nachher wurde der Schädel mit den Tüchern und Früchten in einen weißen Leinenbeutel getan und wieder im Grab beigesetzt.

Man kann durchaus annehmen, dass dieser Totenkult schon zur Zeit Christi gebräuchlich war, wie viele Gebräuche aus biblischer Zeit noch lebendig waren. Damit wäre verständlich, dass bei der Abendmahlsfeier, bei der Einsetzung der Eucharistie, sich kein Wort der Erklärung findet, keine Ratlosigkeit wie bei der Verheißung. Verständlich wird der wiederholte Hinweis Christi auf seinen Tod, auf die Hingabe seines Leibes und das Vergießen seines Blutes, der Auftrag, sein Gedächtnis zu feiern, wie das Gebet nach der hl. Wandlung bis heute „Anamnese“ heißt: „Daher sind wir eingedenk seines Todes.“ Für die Teilnehmer war dann die Vereinigung mit dem Geiste Christi in der Vorausnahme seines Todes klar und ohne Frage, wie ja auch in der Urkirche die Frage nach Wesen und Inhalte der Eucharistie gar nicht auftauchte, und die scholastischen Thesen und Definitionen hätten sie ohnehin nicht verstanden; solche Geistesakrobatik um ein Mysterium wäre ihrem einfachen, aber feten Glauben fremd geblieben.

Manche Versuche werden gemacht, um die thomistischen Spekulationen zu überwinden durch neue Formeln der Signifikation, der Zeichenhaftigkeit in Brot und Wein und der Gegenwart Christi in diesen Gestalten und des Teilhabens mit ihm.

Das Erlebnis dieser Totenfeier hat mich dem Geheimnis der Eucharistie näher gebracht als sämtliche akademischen Vorlesungen darüber, und dies möchte ich allen wünschen, die diesen Bericht lesen und betrachtend überdenken.

Heinrich Josef Dahmen

## **Schulerinnerungen aus den 20er Jahren**

### **Von Pfarrer Heinrich Josef Dahmen, Obergartzem**

(Nachrichtenblatt des Vereins Alt Münstereifel, November 1967)

Als Fahrschüler kam ich von Arloff nach Münstereifel. Nach der „Franzosenzeit“ im September 1923 hatte die Deutsche Reichsbahn den Zugverkehr wieder übernommen. Mit der französisch geführten Regie-Bahn fuhren wir Quartaner nicht und gingen treudeutsch den Schulweg durch jegliches Wetter täglich zu Fuß, eine Stunde hin und eine Stunde zurück, die Umwege und sonstigen Aufenthalte nicht mitgerechnet, die sich für einen Jungen zwangsläufig ergaben. Als Fahrschüler mit dem „Erftgold“ hatte ich eine richtiggehende Uhr, Bahnzeit, und wurde deshalb zum „Glöckner des St.-Michael-Gymnasiums“ bestellt und war so der wichtigste Schüler des Pennals. Am Treppengeländer des 2. Stockwerks war das Seil befestigt zum Glöckchen unter dem Dach. Ich durfte während der Stunde jederzeit auf die Uhr schauen; ich wusste, in welcher Klasse eine Arbeit geschrieben wurde wegen der mannigfachen Bitten, solche Stunden um 2 Minuten zu verkürzen; ob der „Stern“ gut gelaunt oder „Ohm Pitter“ leicht besäuselt war, ob das „Köcken“ (Prof. Dr. Ohm) stur war oder der „Bär“ seinen Bauch auf die vorderste Bank legte, erfuhr ich nach der ersten Stunde, und also sollte ich die Pausen etwas zu früh oder zu spät ein- oder abläuten, und das war so vielfältig verschieden und immer gegen die Einstellung der Pauker, so dass das pünktliche Läuten der einzige Ausweg war, allein schon, um das Vertrauen vom Direktor „O Maria Hilff“ in diesem so begehrten Amte zu bewahren und jede Stunde vor Ablauf verlassen zu können. „Ohm Pitter“, Oberschullehrer Peter Wilbert, hatte Naturkunde und Gesang von Sexta bis Quarta und ein gutes Gemüt. Brachte ich ihm etwas Hühnerfutter von Haus mit, war das gute Zeugnis bei ihm gesichert; er war wirklich dankbar, doch wir Schüler nicht. Wir störten ihn gröblich, wenn er nach etlichen Körnchen hinter der Zeitung ein Nickerchen machen wollte. Und eines Morgens hatte er wieder einige Schnäpschen gezwitschert und kam voller Heiterkeit und Wanderlust in die Klasse. Draußen war es schmutzig, und so steckten wir ihm mit Sicherheitsnadeln die Hosenbeine hoch und den Mantel am Halskragen fest und zogen mit ihm los: von unten deftige Schnürstiefel, graue Socken, lange Unterhosen, die umgekrempelten Hosen, Mantel hoch, singend und schaukelnd, zum Entsetzen ehrsamere Bürger des Stadtchens. Den Wandertag hätte er besser nicht eingelegt und wir nicht diesen bösen Schabernack; er ist beiderseitig nicht bekommen. Wintertags wurden die hohen, eisernen Kanonenöfen noch mit Briketts geheizt, und „Ohm Pitter“ stellte sich gern davor, wippte mit den Knien und wärmte sich. Vor seiner Stunde legten wir die Briketts fugenlos aneinander, zuvor noch einige Kastanien in die Glut und vertrauten den Naturgesetzen. Und dann gab es immer einen gewaltigen Bums, die Funken stoben aus den Ofentüren, das Feuer hatte mit Knall wieder Luft und „Ohm Pitter“ seinen Schrecken und ohnmächtigen Zorn. Immer arm dran und wehrlos war die „Pläät“, Stud. Rat Weinand, Lehrer der Mathematik in der Mittelstufe. In Parterre war die Untertertia untergebracht, und dieses Zimmer hatte einen Wandschrank mit etlichen Regalen und eine Doppeltür mit ausgeschnittenem

Schlüsselloch. In diesen Schrank hatte sich ein Schüler einsperren lassen; wir hatten zwei Bänke vor die Tür gerückt, und die Stunde konnte beginnen. Aufgeregt wie immer kam die „Pläät“ in die Klasse, und wir saßen mucksmäuschenstill. Da kullerten plötzlich zwei „Ömmere“ durch die Klasse. Weinand hörte sie und spähte mit seinem randlosen Kneifer durch die Klasse. Wieder zwei „Ömmere“ durch das Schlüsselloch, das er nicht sehen konnte, ein Denkmal der Rat- und Hilflosigkeit. Und dann rief der Gefangene um Befreiung. Jetzt war alles außer Rand und Band. Die Bänke wurden weggezogen, die „Pläät“ an den Wandschrank geführt, und da stieß der Eingesperrte von innen die Tür auf; Weinand zuckte zurück, der Kneifer fiel auf den Boden, Weinand bückte sich nach ihm, der von den Schülern eifrig verschoben wurde, bis „Maria Hilf“ durch den wilden Lärm im Türrahmen erschien. Eine völlig verstörte „Pläät“ und zwei Stunden Klassenarrest waren die traurigen Folgen mit der dazu gehörigen Standpauke.

Vor der Biologie hatte irgendwer dem Skelett eine Zigarette zwischen die Zähne gesteckt. Weinand kommt und sieht den toten Raucher. Darob hätten wir fast zwei Tote gehabt. „Knubbel“, Prof. Zander, gab Deutsch, Geschichte und Humor. Wenn er mit seiner Ironie die Klasse in vollster Heiterkeit hatte, klopfen wir ihm anerkennend auf seine Glatze, dass es knallte, und er hatte seine Freude an solch fühlbarem Beifall.

In Geschichte lernte man einen Satz aus dem „Stein“ mit den Daten auswendig und erhielt dafür eine 1, deren man aber einige haben musste, um auf dem Zeugnis eine 3 zu erhalten.

Er nahm auch alles in die Hand, was man ihm hinhielt. Löschblätter wurden in die Tintenfässer gehalten und ihm angereicht. Er nahm sie und schimpfte dann wegen seiner tintenbeschrifteten Finger; aber er zürnte nicht lange; dann war er wieder bei Treitschke oder Emil Ludwig.

Zeichenlehrer Krahnforst, der „Bock“, war tüchtig in seinem Fach und ein Gemütsmensch. Aber einmal wurde er wütend, als ein neuer Schüler ihn ahnungslos mit „Herr Lehrer Bock“ anredete.

Ja, so gäbe es noch viele Anekdoten mit Klassenarresten und auch ohne, Erinnerungen vom alten „Hü“ und wie die rheinischen Separatisten die Turnhalle besetzt hatten. Aber zunächst sollen diese Zeilen genügen.